

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 11

Artikel: Die Antilope
Autor: Steimen, Theo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

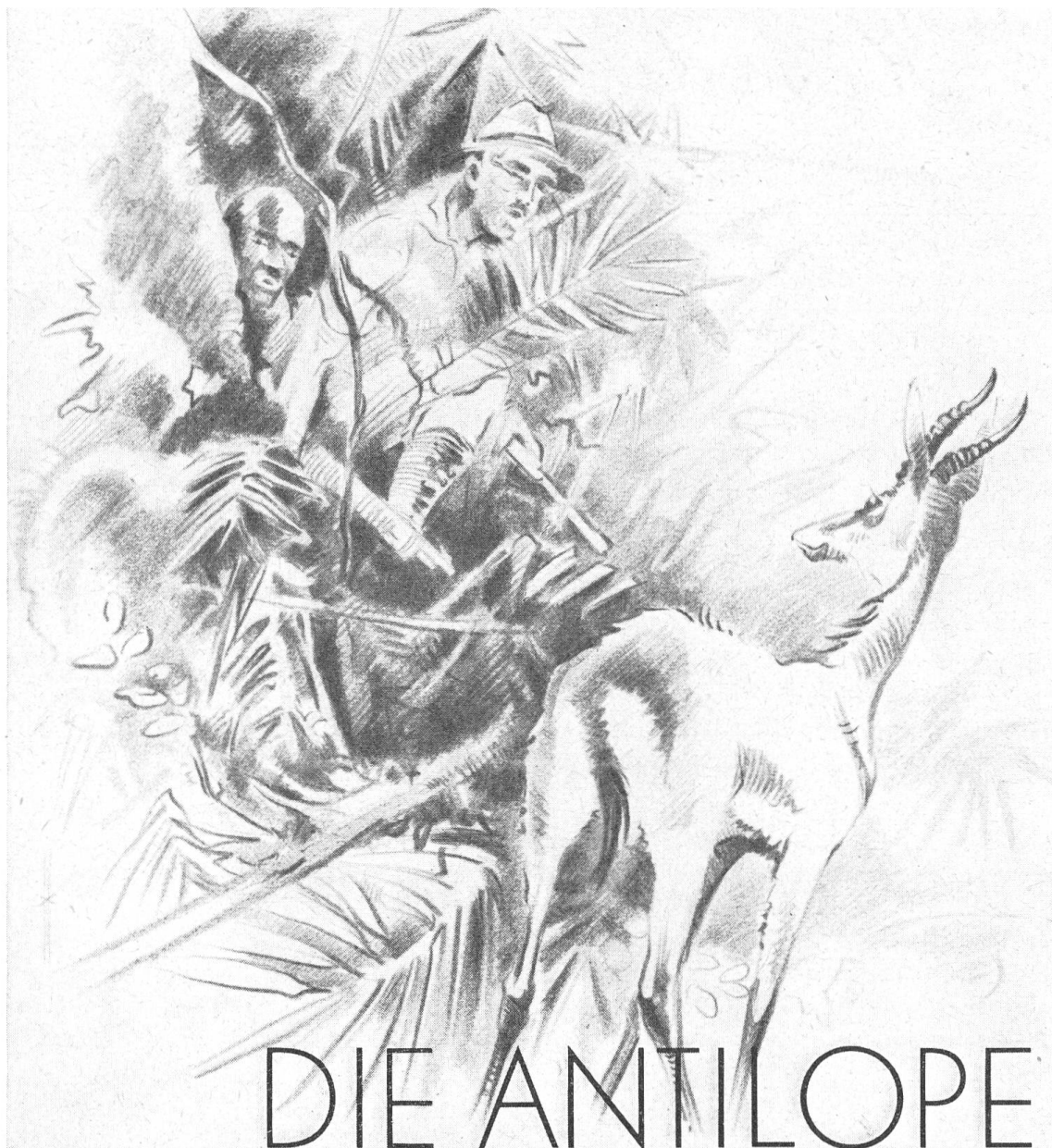
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE ANTILOPE

VON THEO STEIMEN

Jahrelang betrieb ich im Innern Äquatorial-Westafrikas, im Gabun, einen ausgedehnten Handel, vor allem mit wertvollen Holzarten des tropischen Urwaldes, die ich an Ort und Stelle schlagen und an die Meeresküste hinunter befördern ließ.

Einer meiner Holzschläge lag im Gebiet der N'Gunie, des größten Nebenflusses des Ogowestromes. «N'Gunie», das heißt der «Schwarze», der «Düstere», denn un-

durchdringlicher Urwald spiegelt sich von der Quelle bis zur Mündung in seinen dunkeln Fluten.

Die Stelle, wo sich die N'Gunie mit ihrem großen Bruder, dem Ogowe, eine gute Stunde oberhalb des heute weltbekannten Lambarene vereint, heißt «La pointe féliche», die Fetischspitze.

Noch bis Ende des letzten Jahrhunderts hätte sich kein Eingeborener des Unter-

landes über die Fetischspitze hinaus gewagt. Lebend wäre er kaum mehr zurückgekehrt; denn voller Geheimnisse wie der Fluß waren damals auch seine Anwohner; wilde Stämme, mit rätselhaften Bräuchen und im tiefsten Geisterglauben befangen.

Dennoch war der Handel zwischen dem Unter- und dem Hinterland nicht völlig unterbunden; ja er war sogar sehr rege; nur wickelte er sich ausschließlich an der Fetischspitze ab. Dahin brachten die Händler des Unterlandes Salz und Glasperlen und tauschten sie gegen Elfenbein und Sklaven ein. Salz war dabei der gesuchteste Artikel; denn er fehlte im Innern des Landes gänzlich. Zwar wußten die Schwarzen dort eine Art Aschensalz zu gewinnen; dieses war aber nur sehr wenig schmackhaft.

Die vordringenden Weißen zwangen indessen auch die Bewohner jener Gegenden, die bis dahin so eifersüchtig gehüteten Pforten zu öffnen. Was aber zusammen mit den Weißen einzog, waren Schnaps, Unterdrückung, Sklaverei, dezimierende Seuchen und ähnliche Geißeln, notdürftig eingehüllt in weggeworfene Fetzen einer fremden Zivilisation.

Die Folge war, daß, wo früher große Dörfer mit zahlreichen Bewohnern standen, heute der Urwald das ihm einst mühsam abgerungene Land wieder an sich gerissen hat.

Tagelang kann man jetzt durch den Urwald wandern, ohne eine mit Menschen besiedelte Stätte zu treffen.

* * *

Meine Faktorei lag etwa zwei Tagereisen von der Fetischspitze entfernt stromaufwärts. Im weiten Umkreis davon befanden sich mehrere Holzschläge. Ausgebeutet wurde vorzugsweise Okume, eine dem Mahagoni nahestehende Baumart, die im dortigen Urwald reichlich vertreten war.

Bis Samba, so hieß der Ort, ist die N'Gunie in der Regenzeit auch für die größten Flußdampfer fahrbar. Von hier aber beginnen Stromschnellen, die sich weit flußaufwärts hinziehen und jeden Verkehr unmöglich machen. Wasserfälle, Katarakte

und gewaltige Felsblöcke bilden fast unüberwindliche Sperren und peitschen das Wasser in Gischt und Schaum zu Wirbeln und Wogen auf.

Auf meinen Holzplätzen waren meistens sechzig bis achtzig Arbeiter beschäftigt, die unter der Leitung eines weißen Agenten standen.

Die Spärlichkeit der Bevölkerung in der Gegend hatte nun zur Folge, daß die Beschaffung der Lebensmittel für die vielen Arbeiter, für deren Ernährung der Arbeitgeber zu sorgen hatte, mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden war. Die Vorräte mußten von weit her auf dem Rücken herbeigeschafft werden. Mehrere Schwarze waren mit dem Einkauf der Eßwaren betraut. Gegen Tücher, Salz, Tabak, auch gegen Geld tauschten sie Maniok, Taro und Bananen ein, welche sie dann durch Karawanen, meist aus Frauen bestehend, aus Entfernungen von dreißig und mehr Kilometer ins Holzlager sandten. Die Knappheit einheimischer Lebensmittel zwang sehr oft, auch indischen Reis von der Küste her zu beziehen. Den Arbeitern genügte vegetarische Kost nicht. Sie wollten auch Fleisch haben. Fleisch spielt bei ihnen überhaupt eine wichtige Rolle. Außer Schafen und Ziegen, die indes zu teuer waren, gab es aber im Lande kein Vieh. Um so reicher und ergiebiger war dagegen der Wildbestand. Ich hatte daher in jedem Holzlager, je nach Zahl der Arbeiter, zwei bis drei Eingeborenenjäger, die für Wildbret zu sorgen hatten. Sie waren mit Steinschloßflinten oder ähnlich vorzeitlichen Gewehren ausgerüstet. Ein jeder dieser Jäger brachte täglich ein bis zwei Stück Wild, Antilopen und Wildschweine, heim.

Dieses ganze Jagdwesen war jedoch von dem Fetisch- und Zauberglauben der Eingeborenen wesentlich beherrscht. Jeder Jäger hatte seinen besondern Fetisch, der die Art und Weise der Jagd bestimmte. Antilopen und kleineres Getier durften sie in unbeschränkter Zahl erlegen. Anders dagegen verhielt es sich mit den viel ergiebigeren Wildschweinen. Für diese mußte allmonatlich, mitunter auch jede Woche, das Zaubermittel, das «Medikament», neu

Fortschritt ?

Vergrößerungen dieser Photographien hingen an den Wänden der zürcherischen Ausstellung «Deine Wohnung, Dein Nachbar, Deine Heimat». Die Veranstalter wollten damit zeigen, welch ungeheuren Fortschritt die Wohnungseinrichtungen seit jener Zeit gemacht haben, wo solche Kochstellen, wie wir sie heute noch in Sennhütten vorfinden, allgemein üblich waren.



Die Feuerstelle in einer Alphütte.

Wer möchte bestreiten, daß die moderne Küche viel hygienischer und viel praktischer ist als die primitive Einrichtung unserer Vorfahren! Aber wird uns nicht gerade beim Betrachten dieser beiden Bilder deutlich, daß es eigentlich richtiger wäre, nur von Veränderung, aber nicht von Fortschritt zu reden? Standen nicht den Nachteilen der alten Feuerstellen auch Vorteile gegenüber, die wir gerade heute wieder erkennen? Das lebendige Feuer war sichtbar, das Kochen war noch nicht zu einer Laboratoriumshandlung herabgesunken, der Herd bildete das natürliche Zentrum der Hausgemeinschaft.

Es ist nicht nur unechte Romantik, die uns mit einer gewissen Sehnsucht nach jener Zeit erfüllt, die primitiver, aber menschlicher war.

A. G.

Eine moderne Standardküche.



zubereitet werden. Der Fetisch verkündete ihnen genau, wie viele Wildschweine sie bis zur nächstfolgenden Herstellung des «Medikamentes» erlegen durften. Um das zu wissen, ritzen sie sich, nach Beendigung der Zauberhandlung, der Zubereitung des Fetischs, am Vorderarm, an mehreren Stellen, mit einem scharfen Messer die Haut auf. Je nachdem das Blut heraus und am Arm herunterfließt, setzt sich auch die Zahl des zu erlegenden Wildes fest.

Am Anfang der Woche oder des Monats kann der Jäger folglich auch immer genau sagen, wie manches Stück Wildbret er heimbringen wird. Und daß er die vom Medikament festgesetzte Zahl erlegen wird, ist unzweifelhaft. Unter keinen Umständen aber würde er diese Zahl überschreiten. Da könnte ruhig in seiner Nähe ein ganzes Rudel dieser Urwaldborstentiere ihre Lieblingsspeise, Würmer, aus dem Boden herauswühlen, er würde sie um nichts in der Welt behelligen. Ein Kleintierjäger würde auch nie, ganz besondere Fälle ausgenommen, großes Wild jagen. Die Jagd auf Büffel, Flußpferde und vor allem auf Elefanten erfordert eine ganz besondere Art von Fetischen. Mit diesen Medizinen sind Menschenopfer verbunden. Nur selten besitzt ein Kleinwildjäger auch die Medizin für Großwild, und umgekehrt, wenn es auch gelegentlich vorkommt. So besaß auch ich einen einzigen solchen besonders wertvollen Jäger, welcher jedes Wild erlegen durfte. Er hieß Pape und war mein bevorzugter Jäger.

Ich selbst habe für die Jagd nicht viel übrig. In den seltenen Fällen, wo ich eines der harmlosen Tiere, etwa eine Antilope, zufällig niederschloß, traf mich aus den großen ersterbenden Augen jedesmal ein solch ergreifender Vorwurf, daß mich nachher jeder Schuß bitter gereute.

Eines Tages begab ich mich ausnahmsweise mit dem Jäger, der mit der großen Jagdmedizin versehen war, zusammen auf die Jagd. Es ging mir hauptsächlich darum, seine Art des Jagens kennen zu lernen. Er besaß eine besonders gute Medizin und kehrte fast immer mit reicher Beute heim. Nie entfernte er sich sehr weit vom Lager,

und doch erlegte er das meiste Wild. Besonders die Antilopen zog er wie kein anderer in seinen Bann. Ich mußte lange drängen, ehe er einwilligte, mich mitzunehmen. Die Schwarzen enthüllen ihre geheimen Künste andern nicht gern.

* * *

So verließen wir denn eines Tages das Holzlager. Auf sumpfigen Urwaldpfaden schritten wir den Tiefen des Waldes zu. Ich war mit einem modernen Jagdgewehr bewaffnet, er mit einem alten Hinterlader. Pape prüfte hin und wieder den Boden und suchte ihn nach frischen Antilopen Spuren ab. Bald hatte er eine solche gefunden. Leise versteckten wir uns zwischen gewaltigen Wurzeln eines Baumes und blieben still stehen. Sich einen Nasenflügel zuhaltend, ließ Pape plötzlich das Blöken der Antilope erschallen und raschelte gleich darauf mit einigen abgerissenen Zweigen im dünnen Laube. Aufmerksam horchten wir beide in der Richtung, in welcher Pape mit Sicherheit das Wild vermutete. Zweimal, dreimal wiederholte er das gleiche Spiel. Auf einmal ertönte aus der erwarteten Richtung von fern das antwortende Blöken des gerufenen Tieres. Nochmals begann der Jäger, und abermals antwortete die Antilope, diesmal schon viel näher. Zugleich vernahmen wir das Rascheln des Dickicht durchbrechenden Wildes. Immer näher stürmte das ahnungslose Tier den heimtückischen Gewehrläufen entgegen. Plötzlich öffnete sich das Gebüsch, und mit einem elastischen Sprung blieb das gelblichrote, schlanke Tier, das lieblichste Geschöpf des Urwaldes, kaum drei Meter vor uns stehen. Es war von der Größe eines Rehes. Gespannt, enttäuscht, spähte es nach der lockenden Gefährtin.

Pape stieß mich leicht in die Rippen: ich sollte doch schießen! Doch statt anzulegen, sank meine Flinte langsam nieder, während das Tier, jetzt greifbar nah, abermals fast ungeduldig nach der versteckten Gefährtin rief.

Pape begriff mein Zaudern nicht und richtete schließlich, ohne zu schultern, wie

es die Eingeborenen fast immer tun, seine eigene alte Donnerflinte in die Höhe. Meine Hand legte sich schwer darauf und drückte den verrosteten Lauf zur Erde nieder. Ein wütender Blick traf mich aus Papes Augen. Inzwischen hatte die Antilope unsere Fährte gewittert. Ich hob meinen Kopf vollständig aus dem Versteck hervor: aus unschuldig großen, lebhaft schwarzen Augen sah mich das Tier verwundert, unbeweglich dastehend, einige Augenblicke lang an. Dann eine gemächliche Wendung, ein graziös elastischer Sprung, und es verschwand im Dickicht. Die Jagd war zu Ende.

Mißmutig schritt Pape hinter mir ins Lager zurück. Während drei Tagen brachte

er kein Fleisch nach Hause. Er war mir ernstlich böse!

Mein Verhalten blieb ihm rätselhaft: Ich verlangte von ihm, soviel Wild wie möglich zu beschaffen, und nun hinderte ich ihn sogar noch daran, das vor ihm stehende Tier zu erlegen . . .

Der Vorfall schien vergessen; doch nie mehr durfte ich den Jäger begleiten, und noch lange nachher machte er mir den Vorwurf, durch meine seltsame Handlungsweise sein Medikament erzürnt und dadurch geschwächt zu haben. Er blieb fest überzeugt, daß ich ihn nur zu dem Zwecke begleitet hätte, um ihm das Geheimnis seines Medikamentes zu entlocken und ihn so wissentlich getäuscht hätte!

Schweizerische Anekdote



Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unternahm es eine französische Zeitung, eine Liste der Lieblings Speisen sämtlicher damaliger Staatsoberhäupter Europas mit Einschluß der dazugehörenden Kochrezepte anzulegen und zu veröffentlichen. An die Küchenchefs aller gekrönten und ungekrönten Regenten ergingen daher Anfragen, und eine solche gelangte auch an «Seine Exzellenz den Oberkoch des Präsidenten der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern». Eine Oberkoch-Exzellenz gab es natürlich in unserer biedern Bundesstadt nirgends, wohl aber einen Bundespräsidenten, und der hieß damals Karl Schenk, ein anerkannt tüchtiges und auch ausdauerndes Mitglied des Bundesrates, brachte er es doch auf fast 32 landesväterliche Dienstjahre. Item, die Post stellte den Fragebrief aus Frankreich Herrn Schenk zu, der sich daran von Herzen ergötzte; denn sein allmächtiger Oberkoch war zwar keine Exzellenz, trug aber einen Rock und nannte sich schlicht und einfach — Frau Schenk.

Der Bundespräsident unterließ es nicht, eigenhändig zu antworten, wobei er den gewundrigen Franzosen zu erklären versuchte, daß es in seinem Haushalt höchst republikanisch zu- und hergehe und daß man Küchen-Exzellenzen wahrlich anderswo suchen müsse. Doch ein Leibgericht wisse er wohl zu melden: Käsuppe, und er lege auch gleich das bewährte Rezept seiner lieben Frau bei.

Mitgeteilt von P. E.